

Arbeiten im Stadtspital Waid

Arbeit im Spital: nicht nur im Krankenzimmer und im Operationssaal. Die vielfältigen Abläufe und Handgriffe im Hinter- und Untergrund werden zum grossen Teil von Ausländerinnen und Ausländern geleistet. (Bilder: Ursula Scholian)



Im unteren Stockwerk des Waidspitals. Die Stille eines langen Ganges liegt in der Luft, so typisch im Geruch, Erkennungsmerkmal für Krankenhäuser schlechthin - und dennoch: sie ist nur vordergründiger Teil des Ganzen, hält an bis zur ersten Flügeltüre linkerhand des Liftes. Wer sie durchschreitet, taucht nach wenigen Metern ein in Geschepper, Geklirr und Gerassel. Es kommt von den Männern und Frauen, die entlang eines Förderbandes stehen und mit Schöpfkellen, Löffeln und Tellern hantieren, als wären es Jongliergegenstände. Während der Mann am Anfang des Förderbandes Besteck, Teller und die Patientenkarte auf ein Tablett legt, die Frau nach ihm aus einer riesigen Masse Kartoffelstock Klösse gräbt und auf den Teller spediert, und dieser nach und nach, je nach Code auf der Patientenkarte, auf dem Weg zu einem rollbaren Container mit verschiedensten kulinarischen Genüssen bestückt wird, hallen durch den Raum Rufe wie «ich brauche noch einen Melonenschnitz» oder »der Fisch ist ausgegangen» - und sogleich eilt einer der Köche oder gar Küchenchef Matthias Marti mit dem Gewünschten herbei. Eine halbe Stunde später - es ist knapp vor elf - befindet sich alles unterwegs zu den hungrigen Patientinnen und Patienten, und das Förderband steht wieder einsam und stumm in der Küchenmitte. Küchenchef Marti, der seit dreizehn Jahren mit sechsunddreissig



zuerst in der Küche einer Bank gearbeitet, bis sie eines Tages beschloss, den Duft einer Spitalküche zu schnuppern. Die im Waidspital verbrachten fünfzehn Jahre seien flugs verstrichen - weniger wegen der aufregenden Unterschiede zwischen einer Spitalküche und einer Bankküche, sondern hauptsächlich deshalb, weil man sie als Person ernstgenommen und in verschiedenen Bereichen gefördert habe.

Abwechslung in der Lingerie

Die Küche des Waidspitals ist nur eine von zahlreichen Spitalunterwelten. Während einer der Köche den Gourmetteller für die Privatabteilung vorbereitet, wischen auf der anderen Seite der Flügeltüre zwei Frauen den Gang mit feuchten Lappen sauber, und in der Lingerie, einem kleinen Raum neben der Warenannahme im hinteren Hof, stempelt Rosemarie Hassler eine 69 auf ein Stoffband. Die zierliche Frau mit den roten Haaren erklärt, dass die Nummer 69 für das Waidspital stehe und sämtliche Wäsche, die in die Zentralwäscherei gelange, damit bezeichnet werden müsse. Frau Hassler, Damenschneiderin von Beruf, ist Gruppenleiterin der Lingerie. «Nähen möchte ich nicht mehr, das macht mich sehr nervös», meint sie, auf ihren früheren Beruf angesprochen. Hingegen arbeite sie gerne mit Wäsche, «mit sauberer Wäsche», wie sie hinzufügt. Seit acht Jahren sorgt sie zusammen mit drei Frauen dafür, dass das stete Hin und Her der Wäsche in den richtigen Bahnen verläuft und sich das Schmutzige wie das Saubere zur rechten Zeit am richtigen Ort befinden. Eine ihrer Mitarbeiterinnen, die 60jährige Irmgard Baier, wirkt in der oberen Etage, wo sie an riesigen Nähmaschinen ihrer Leidenschaft, dem Nähen, frönt. «Ohne Nähen könnte ich nicht sein,» sagt die Frau mit den wachen Augen, «denn beim



zuerst in der Küche einer Bank gearbeitet, bis sie eines Tages beschloss, den Duft einer Spitalküche zu schnuppern. Die im Waidspital verbrachten fünfzehn Jahre seien flugs verstrichen - weniger wegen der aufregenden Unterschiede zwischen einer Spitalküche und einer Bankküche, sondern hauptsächlich deshalb, weil man sie als Person ernstgenommen und in verschiedenen Bereichen gefördert habe.

Abwechslung in der Lingerie

Die Küche des Waidspitals ist nur eine von zahlreichen Spitalunterwelten. Während einer der Köche den Gourmetseller für die Privatabteilung vorbereitet, wischen auf der anderen Seite der Flügeltüre zwei Frauen den Gang mit feuchten Lappen sauber, und in der Lingerie, einem kleinen Raum neben der Warenannahme im hinteren Hof, stempelt Rosemarie Hassler eine 69 auf ein Stoffband. Die zierliche Frau mit den roten Haaren erklärt, dass die Nummer 69 für das Waidspital stehe und sämtliche Wäsche, die in die Zentralwäscherei gelange, damit bezeichnet werden müsse. Frau Hassler, Damenschneiderin von Beruf, ist Gruppenleiterin der Lingerie. «Nähen möchte ich nicht mehr, das macht mich sehr nervös», meint sie, auf ihren früheren Beruf angesprochen. Hingegen arbeite sie gerne mit Wäsche, «mit sauberer Wäsche», wie sie hinzufügt. Seit acht Jahren sorgt sie zusammen mit drei Frauen dafür, dass das stete Hin und Her der Wäsche in den richtigen Bahnen verläuft und sich das Schmutzige wie das Saubere zur rechten Zeit am richtigen Ort befinden. Eine ihrer Mitarbeiterinnen, die 60jährige Irmgard Baier, wirkt in der oberen Etage, wo sie an riesigen Nähmaschinen ihrer Leidenschaft, dem Nähen, frönt. «Ohne Nähen könnte ich nicht sein,» sagt die Frau mit den wachen Augen, «denn beim



Nähen kann ich meine Fantasie laufen lassen.» Die kreative Freiheit - sei es für eine Spezialanfertigung für den Operationssaal oder andere Sonderaufträge - schätze sie an ihrer Arbeit am meisten. Zudem habe sie Kontakt mit den verschiedensten Menschen. «Beim Eintritt, aber auch später kommen sie alle bei mir vorbei, vom Arzt bis zur Putzerin, um sich bei mir einzukleiden oder um Änderungswünsche vorzutragen.»

Eine Frau an der Spitze

Auf dem Organigramm des Stadtspitals Waid sind Hauptküche und Lingerie zwei Nebenäste an einem von sechs Hauptästen, die sich wiederum vereinen in einem grossen Stamm, der direkt nach oben beziehungsweise in die Verwaltungsdirektion führt. Dort sitzt seit mehr als drei Jahren Lukretia Appert-Sprecher, in der ganzen Schweiz wahrscheinlich die einzige Frau, die als Verwaltungsdirektorin ein öffentliches Spital dieser Grösse leitet. Die Juristin und ehemalige LdL-Kantonsrätin, die zuvor in der Privatwirtschaft arbeitete, führt das Grossunternehmen mit ausserordentlichem Elan. Während sie die Dinge im Grossen managt, angefangen von der EDV, der Hotellerie bis hin zu den bevorstehenden Umstrukturierungen und der Leitung des Umbaus, sorgt ihre Assistentin Sylvia Sobotitch dafür, dass die Details stimmen. In ihrem Büro vermischt sich alles: Schwäne, die als Bildschirmschutz über den Computerbildschirm gleiten, mit gerahmten Bildern, die irgendwohin, nur nicht in ihr Büro gehören; das Klingeln des Telefons mit einem hastig verdrückten Bissen Brot - und das alles zehn bis zwölf Stunden pro Tag, aber freiwillig, wie Sylvia Sobotitch betont. Ihr unermüdlicher Einsatz fusst in der Begeisterung für ihre Chefin, was diese schmunzelnd zur Kenntnis nimmt.

Akutspital ohne Langzeitkranke? 1986
 erschien das Stadtspital Waid in den Schlagzeilen, weil die damalige Klinik für Rheumatologie (heute Geriatrie und Rehabilitation) in ein Pflegeheim hätte umgewandelt werden sollen. Da pro Krankenhausbett weniger Personal als pro Akutspitalbett bewilligt ist, wäre diese Umwandlung mit Entlassungen verbunden gewesen. Das Personal wehrte sich erfolgreich dafür, dass die alte Abteilung in eine Klinik für Geriatrie und Rehabilitation umgewandelt und die dafür bewilligten sogenannten Rehabilitationsbetten bezüglich des Pflegeschlüssels gleich wie Akutbetten berechnet werden. 1986 beschloss der Zürcher Regierungsrat, zwecks Kostenentlastung des Kantons, der das Waidspital subventioniert, 137 der 410 Betten in Krankenhausbetten umzuwandeln. 1993 entschied sich die Stadt für die gegenteilige Strategie. 1994 sollen 102 Betten in städtische Krankenhäuser ausgelagert werden, vor allem in das neue Pflegeheim Wiedikon. Das Waidspital wird ab 1995 über rund 290 Akutbetten verfügen.

Die Tatsache, dass eine Frau die Verwaltung leitet, wird laut Lukretia Appert-Sprecher von sehr vielen akzeptiert, vielleicht auch deshalb, weil im Vergleich zu anderen Unternehmen in einem Spital relativ viele Frauen im oberen Kader arbeiten, abgesehen von den Chefärzten. Eine von diesen Kaderfrauen, die Oberschwester Irene Kuenzler, meint, dass sich das Klima mit dem Eintritt von Frau Appert-Sprecher verbessert habe - die Verwaltung habe sozusagen ein Gesicht bekommen.

Abnutzungserscheinungen

Frau Kuenzler, seit fünf Jahren Oberschwester der chirurgischen Klinik, trat vor zwanzig Jahren als Krankenschwester ins Waidspital ein. Wenn sie sich die vergangenen Jahre vor Augen hält, stellt sie vor allem eine drastische Zunahme älterer Patientinnen und Patienten fest. «Dies wirkt sich natürlich auf den Pflegeaufwand aus. Mit alten Leuten kann man nicht so pressieren, man muss sich mehr Zeit nehmen.» Für sie persönlich ist die Arbeit mit alten Menschen kein Problem, sondern ganz einfach «eine Realität, die zum Leben gehört». Irene Kuenzler ist sich bewusst, dass nach dem Umbau und dem damit verbundenen Bettenabbau in der chirurgischen Klinik eine ausdauernde Pflege von alten Patienten «nicht mehr drin liegt». «Die alten Leute werden sich bei uns nicht mehr so lange aufhalten können, wie dies bis anhin der Fall war. Sobald es sich nicht mehr um Notfälle handelt, werden wir gezwungen sein, für diese Patienten andere Lösungen zu suchen.» Dennoch freut sie sich auf die Zeit, wo sich nicht mehr achtundzwanzig Kranke zwei WCs teilen müssen. Die momentanen Platzverhältnisse seien schlicht unzumutbar. «Alle leiden darunter, die Patienten und das Personal. Die Räumlichkeiten sind dermassen verlottert, dass die Patienten zu Recht reklamieren», meint die ruhige Oberschwester in dezidiertem Ton. Dem zweiten menschlichen Aspekt des bevorstehenden Bettenabbaus, einer allfälligen Personalreduktion, sieht sie gelassen entgegen: «Das ist lediglich eine Frage der Organisation.» In den Jahren bis zur Rezession sei sie ständig gezwungen gewesen, mit wenig Personal gute Arbeit zu leisten. Erst in diesem Jahr, 1992, habe sie alle Stellen besetzen können.

Zur Heilung beitragen

Die Mutter eines Kindes, die während den letzten zwanzig Jahren immer erwerbstätig gewesen ist, würde auch heute, wo sie hauptsächlich fürs Administrative zuständig ist, sofort wieder in die Pflege zurückkehren. «Als Chirurgieschwester kann ich den Patienten etwas bieten und direkt zu ihrer Heilung beitragen. Das ist ein sehr schönes Gefühl.» Als Oberschwester ist Irene Kuenzlers grösstes Anliegen, in ihrer Klinik eine entspannte Atmosphäre zu schaffen und den Angestellten einen flexiblen, also menschlichen Umgang mit den Patientinnen und Patienten zu ermöglichen. Einer, der auch von menschlicher Pflege beziehungsweise «menschorientierter Versorgung» spricht, ist Pierre-Yves Zaugg, der Oberarzt der medizinischen Klinik war und seit einigen Monaten als Assistenzarzt in der gastroenterologischen Klinik arbeitet. Der gebürtige



Vierzig Jahre in der Schublade: Schon als die Stadt 1907 das alte Waidgut aufkaufte, dachte der Stadtrat an den Bau eines ersten Stadtspitals in reiner Luft und gesunder, sonniger Lage. 1914 lag ein Projekt für das Stadtspital vor, doch Krieg und Wohnungsnot verbannten die Pläne in die Schubladen; erst vierzig Jahre später wurden sie wieder hervorgeholt. Das ursprüngliche Pavillonkonzept wurde zugunsten einer kompakteren Bauweise aufgegeben, um mehr offene Grünflächen zu gewinnen. Trotzdem liegen alle Zimmertrakte in einem weiten Bogen mit freier Aussicht über Stadt und Berge, mit grossen Fenstern, zum Teil auch Baikonen oder gar direktem Ausgang zur Parkanlage. Bergwärts liegen die medizinischen und chirurgischen Einrichtungen. Der Bau des Architekten Robert Landolt reiht sich in eine Tradition von unauffälligen, aber im Detail sorgfältig durchgestalteten Bauten der Nachkriegszeit. Er setzt trotz der Höhenlage keinen Akzent, sondern schmiegt sich braun und unscheinbar in die sanfte Hangmulde. Seine Qualitäten kommen vor allem an der Südfassade zur Geltung, wo feingliedrige Balkone die Grundidee des Waidspitals verkünden: betagten und unbemittelten Chronischkranken eine sonnige und gesunde Wohnumgebung zu schaffen. Technisch begründete Umbauten und Verdichtungen der letzten Jahre haben die Transparenz der Gesamtanlage stark beeinträchtigt. (Bild: Daniel Kurz)

Berner schätzt das Waidspital aus verschiedenen Gründen: «Es ist nicht so unpersönlich wie das riesige Unispital und doch genügend gross, um auch in medizinischer Hinsicht interessant zu sein.» Hier kenne man die Leute aus der Küche und dem Putzdienst noch persönlich, es seien nicht einfach «Zwerge, die kommen und gehen». Lediglich in die Zukunft des Waidspitals blickt der 39jährige Arzt mit gemischten Gefühlen: «Die politische Absicht, mittels Abbau von Pflegeheimbetten Kosten einzusparen, wird ziemlich sicher funktionieren. Doch der Druck auf Langzeitpatienten, die teure Akutbetten belegen, wird zunehmen.» Mit seiner Vision einer Medizin, in welcher der Mensch im Zentrum stehe, von der Diagnose über die Behandlung bis hin zur verantwortbaren Entlassung hinaus ins Leben, lasse sich dieser zwar kosteneinsparende und insofern verständliche Schritt letztlich nicht vereinbaren.